

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937**

7.3.1937 (No. 10)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 10



7. März 1937

## Franz Hirtler / Hundert Worte Alemannisch

Die Heimatsprache als Ausdruck von Seelenwerten

Der Wortschatz des Alemannen ist sicher nicht kleiner als etwa der des Pfälzers, aber bevor der echte Alemanne hundert Worte gesprochen hat, kann ein richtiger Pfälzer schon die ganze Weltgeschichte erzählt haben. Die Wortkargheit des Alemannen ist Ausdruck eines Temperaments, das mehr zum Melancholischen als zum Phlegmatischen neigt. Man kann sie als Zurückhaltung, Verschllossenheit, Schwerefülligkeit oder als Ausdruck besonderer seelischer Hemmungen deuten, aber was in der Tiefe der alemannischen Seele lebt, ist weich und lieblich und entspricht dem Wort von der rauhen Schale und dem süßen Kern. Hermann Burte bedachte das in seinem Markgräflerlied mit einem leisen Tadel: „In bene Bitte steckt e Omfiet, ewenig weich am Eherne...“

Es ist auch für den Nichtalemannen lohnend, sich mit der Sprache unseres Stammes zu beschäftigen. Diese deutsche Mundart ist in vier mitteleuropäischen Ländern zu hören: in Deutschland, im österreichischen Vorarlberg, in der Schweiz und im jetzt französischen Elsass, ganz abgesehen von den Sprachinseln im Osten, etwa der Baiskta in Jugoslawien, wo Siedler aus dem badischen Hanauerland ihre heimliche Mundart bewahrt haben. Bezeichnenderweise aber und natürlich auch aus geschichtlichen Gründen wird der Name unserer Mundart von den Franzosen überhaupt als Bezeichnung für das Deutsche in seiner Gesamtheit verwendet.

Ein Pfälzer hat Mühe einen Alemannen zu verstehen, ein Ostfrieser gar, in seinem Wesen dem Alemannen nicht sehr fernstehend, wird zum Kanitverstan, wenn man ihm etwa vorschreibt: „Zueg Muetterli, was isch im Mo? He siehst es nit: e Ma!“ Die Aussprache des Alemannischen macht einem außerhalb Alemanniens Aufgewachsenen große Schwierigkeiten. Da sind die Doppellaute ue und ie sowie der Dreifachlaut fli, an denen selbst sprachlich geübte Zungen versagen können, so daß ihnen die Diebi, der Bluest, der Frischling und die Fräisch' unaussprechlich bleiben. Aber selbst wenn diese der alemannischen Mundart eigentümlichen Laute einem Fremden gelingen würden, bliebe noch die Schwierigkeit zu bewältigen, die im besonderen Tonfall der alemannischen Rede liegt. Dem heiteren Allegro der Pfälzer Mundart mit ihren aufwärts hüpfenden Intervallen steht das schwere Largo der alemannischen Rede mit einer herben und einformigen Melodik gegenüber. Das Liebliche, Kindliche kommt aber zum Ausdruck in den Verkleinerungswörtern mit der Endsilbe „li“: e Schöpli, e Wägeli, e Pfiffli, e Fündli, die nicht nur von Hebel, sondern auch von der Umgangssprache bevorzugt werden. Die Endsilbe i hat für jeden Alemannen einen außerordentlichen heimlichen Reiz. Man hängt sie an alle möglichen Wörter an, und besonders die Jugend ist darin erfinderisch. In Freiburg heißt der Exerzierplatz der Exi, der Schloßberg der Schlozi, der Stadtschulrat der Stadtli, der Schuttmann der Schutzi, der Karl der Karli, und sogar an Geschlechtsnamen wird das i angehängt: einen Meier nennt man den Meieri. Es ist immer eine feine, aber nicht näher beschreibbare Vertraulichkeit in diesen männlichen Wörtern

auf i. Ein Kater ist im Alemannischen ein Kollli oder ein Kagerolli. Den Kennern der Verse August Gantners fallen dabei sicher die Verse ein, die die Schlusssilbe eines seiner bekanntesten Gedichte bilden: „Der Heilig Geist kommt nit dies Johr, der Kagerolli het en g'fresse“. Gemeint ist die Taube, die nach einem früheren Brauch der Mesner beim Pfingstgottesdienst aus der Deckenlücke in die Kirche fliegen ließ. — Wer alemannisch lernen will, muß eine ganze Anzahl Wörter sich einprägen, die es nur in dieser Mundart gibt. Was ist ein Schlegel? Nichts anderes als eine Flasche. Ein Helge ist ein Heiligenbild oder auch irgendein anderes Bild. Butter nennt man Unken, den Rahm oder die Sahne bezeichnet man als den Mirren, so daß Schulkinder, wenn sie zum erstenmal von den drei Weisen aus dem Morgenland hören, glauben, einer dieser Könige habe dem Christkind Rahm geopfert. In Alemannien geht man nicht in Pantoffeln, sondern in Finken. Der Vater ist der Aetti; er betätigt sich erzieherisch, indem er seinen Bub gelegentlich das Fädeli, die Sitzfläche, bearbeitet. Kalb oder Chalb heißt wörtlich überlekt — Was, aber die wahre Bedeutung ergibt sich aus dem Ton, so daß dies Wort einmal ein Schimpfwort ist für einen Menschen, der den Tod am Galgen verdient hat, ein andermal aber als schelmisches Rosewort verwendet wird: „Bisch e lieber Chalb!“ sagt die Braut zu ihrem Schatz. Vom Teich her erklingt ein stimmungsvolles Nachtkonzert, die Unken sind es, aber im Alemannischen heißen sie viel schöner: Mähuli. Der Ehratte ist ein Korb, das Aergeli oder Dergeli ist ein Zuber. Den Pfuisel, den Schimpfen, kennt man schon aus dem schnurrigen Roman Fr. Th. Vischers. Der Tschobe ist der Kittel des Mannes, der Peter oder Päter ist die Ueberjacke der Frau oder des Mädchens. Ein Deuhansen ist ein Schoke, ein Handtuch eine Diterzwehle, eine Vogelscheuche eine Buhmummel, ein hochmütiger Mensch hat einen Grattel — was für kraftvolle Worte sind das doch! In Alemannien gibt es keine Gänse, sondern Rösser, was einem übrigens vor den Bildern des Malers Frib Böhle aus Emmendingen klar wird. Vor dem Schmutz fürchtet sich der Alemanne nicht, einestells tut man ihn in die Pfanne, bevor man die Prägeli (Bratkartoffeln) macht, denn das bedeutet Bratsett, andernteils aber besiegelt man mit einem Schmutz die Liebe, denn so heißt der alemannische Kuß, dessen Miniaturausgabe das Schmüchli ist. Die holde Kunst ist bei uns eine sehr reale Sache, man kann sich darauf setzen oder legen, denn Kunstschuust nennt man hierzulande die steinerne Ofenbank, die durch die durchziehenden Feuergase warm gehalten wird. Im Winter gibt es keinen beschaulicheren Platz als den auf der Kunst. „Do liig i gern is Chnuschteck nit un zieh mr d' Schuch weng us, lis Zittig un rauch Pfiff bröit un blit behat im Huus“, sagt der Hohenwälder Dichter Richard Gäng. Der alemannische Weinbauer trägt in der Herbstzeit auf dem Rücken das Bliggi mit den Trauben, er nennt eine bestimmte weiße Traubensorte Aelbent (mit dem Ton auf der ersten Silbe), was möglicherweise aus der Römerzeit stammt. Die Wörter Chrut un Uchrt sind



durch den Kräuterpfarer Küenzle weit bekannt geworden. Der Mühni erscheint viel unheimlicher und gefährlicher als anderswo der Farren oder Stier. Das Chudichensterli ist etwas viel Appetitlicheres als der Küchenschrank. Vernidde heißt vermeiden oder bedeutet das neidische Herabsehen von Dingen, die uns lieb und wert sind, ein Wort, das sehr gut gebaut und ausdrucksstark ist. Der Alemanne läßt nicht die Schnapsflasche fallen, er läßt die Guddle g'heie, und dann ist sie nicht zerbrochen, sondern verheit. Der Wunderfisch bezeichnet sowohl einen aufdringlich neugierigen Menschen als auch seine Eigenschaft. Hinecht oder hincht heißt heute nacht. Was essen wir hinecht? Nicht Quark, sondern Bibelstäs, nicht Schmalzgebäckenes, sondern Strübl. Es schmeckt uns so gut, daß wir hernach den Glucker kriegen, den Schluckauf oder Schnadler, wie man anderswo sagt; dazu ist ein Schluck Chrieswasser gut. Ein echtes natürlich! Wer schlecht darüber denkt, ist ein Kvoog, ein heimtückischer Mensch. Mit solch einem soll man nicht umgehen, ebensowenig mit einem Schürebrüzler, denn das ist ein fahrender Poffenreicher niederster Sorte, der in den Scheunen Purzelbäume schlägt.

Wenn es in Freiburg Nebel hat, so geht er nie weiter als bis Denglingen, von dort an heißt er Nabel. Dies ist nur eine kleine Andeutung der Mundartgeographie, über die es bezüglich des Alemannischen von Dr. Döhs eine anregende Broschüre mit einer aufschlußreichen Karte gibt. (Döhs: Die Gliederung der badischen Mundarten.) Das Zahlwort zwei richtet sich wie im Mittelhochdeutschen nach dem Geschlecht. Man sagt: zwee Männer, zwei Kinder, zwo Frauen.

Vor der hochdeutschen Schriftsprache hat der Alemanne einen großen Respekt, weil es seiner Zunge schwerfällt, die ihn oft auch seelisch befremdenden Laute auszusprechen. Er bemüht sich aber gelegentlich, „vornehm“ zu sprechen, ohne innerlich überzeugt zu sein von dieser nur an der Oberfläche haftenden Vornehmheit des Schriftdeutschen, das ihm nicht anders als „Preukisch“ erscheint. Es wirkt grotesk, wenn bei der Uebersetzung der alemannischen Worte ins Hochdeutsche dann aus dem Datterich ein Latenreich wird, weil der Alemanne gefühlsmäßig den Datterich für ein mundartlich entstelltes Wort hält. Derartigen sprachlichen Irrtümern ist auch der Alemanne Jörg Widram (gest. 1556), der Verfasser des Rollwagenbüchleins, mehrerer Romane und Dramen wiederholt verfallen; er schreibt statt lutherisch z. B. ganz treuherzig lautherisch. Es ist, als sähe man, wie sich ein alemannischer Mund bemüht, das vermeintlich Falsche oder Unschöne der heimatischen Sprachbildung zu verbergen. Heute darf man wohl eine selbstbewusstere Einstellung des Alemannen zu seiner Mundart erwarten und hoffen, daß der, der sich gebildet dünkt, neben der Schriftsprache auch gelegentlich die gewachsene Sprache der Heimat durch ernsthafte Benützung ehrt! Ein schönes, rührendes Beispiel für solche Ehrung der Heimsprache haben wir in dem viel zu wenig gekannten, von Professor Ernst Döhs herausgegebenen Hausbuch des hohen Schwarzwaldes „Die Uhrenmacher im Schwefelobel“, in dem der Furtwanger Uhrenfabrikant Oskar Furtwängler (1850 bis 1908) seine Lebenserinnerungen in alemannischer Mundart niederschrieb. (Der berühmte Dirigent, Staatsrat Dr. Wilhelm Furtwängler entstammt der gleichen Familie.)

Hoffentlich sind die Leser dieser Betrachtungen „wunderfischig“ genug, auch noch einiges über die alemannische Grammatik zu erfahren. Wenn norddeutsche Versandbuchhandlungen in den Zeitungen bei uns deutsche Sprachlehrbücher mit dem lockenden Titel „Mir oder Mich“ anbieten, sind sie damit auf dem Holzweg, denn den Dativ verwechselt kein Alemanne mit dem Akkusativ. In dieser Frage, die dem Norddeutschen so viel zu schaffen macht, ist der Alemanne durchaus sicher. Dagegen verwechselt man bei uns den Versfall mit dem Wenfall. „Mi Datter isch en Appenzeller, er frist der Käs mitsamt em Teller“, heißt es in einem Gassenhauer. Nicht „Mir oder Mich“, sondern „Der Käs oder den Käs?“ müßte also der zugkräftige Titel eines Buches lauten, das bei uns dem Volke die Sicherheit im hochdeutschen Sprachgebrauch heibringen möchte. Der sogenannte Freiburger Akkusativ ist jedoch keineswegs eine Sprachschlamperie, er ist eine sozusagen natürliche Eigenart des Alemannischen, in dem die Deklination beispielsweise so lautet: Wer? Der Brueder. Wessen? 's Brue-

der. Wem? Im Brueder. Wen? Der Brueder. Ueber die Zeitwörter wäre manches Interessante zu sagen. Es muß hier aber genügen, darauf hinzuweisen, daß im Alemannischen die Erzählzeit das Perfekt ist oder das Präsens.

„Do böbberlet's an d' Tür; mit schwerem Schritt  
hünt einer inne und bringt d'Säge mit.“

heißt es in einem Gedicht Karl Berners, der nicht nur in der sprachlichen Sicherheit, sondern auch im rein Dichterischen einer der bedeutendsten alemannischen Mundartdichter ist. Das Imperfekt meidet der Alemanne, auch wenn er hochdeutsch spricht: es befremdet ihn geradezu. Dagegen ist es bezeichnend, daß im Alemannischen die bedingte Redeweise noch ihr Recht hat, während sie in der hochdeutschen Umgangssprache kaum noch vorkommt. „Meinst, er chönn so wiener well? Es wird em, was em g'hört. Er gieng wohl gern — der sufer Gsell muß schellewerche dörr“, heißt es in Hebels Mann im Mond. Diese, auch in der Umgangssprache des Alltags sorgsam bewahrte Beachtung des Konjunktivs ist eine alemannische Eigenart, die man besonders lieben muß, denn sie wurzelt sicher wie vieles Sprachliche im Seelischen. Der Alemanne ist Individualist, der seine Welt und seine Meinung genau von der anderer Menschen abgrenzen muß. Da gibt es keine Verwischung des Möglichen mit dem Wirklichen und kein Verwischen des Unterschieds zwischen eigener und fremder Meinung.

Die alemannische Sprache hat nun endlich auch ihre eigene Rechtschreibung. Der Herausgeber von Hebels Werken in der Goldenen Klassikerbibliothek, Professor Adolf Sütterlin, hat sie geschaffen. Jedem irgendwo auftauchenden Mundartschriststeller, der eine willkürliche Schreibung anwandte und etwa das lange i statt ii als ie schrieb, das im Alemannischen ein Doppellaut ist, schickte er einen Brief ins Haus, der auf die Unlogik seiner Schreibweise, wie sie noch Hebel anwandte, hinwies, und nahelegte, sich seiner, in der genannten Hebelausgabe festgelegten Schreibart anzuschließen. Diese Bemühungen haben den gewünschten Erfolg gehabt, es gibt kaum einen alemannischen Autor, der nicht nach der Sütterlinschen Vorschrift verfährt.

Freilich beim ausschließlichen Lesen alemannischer Texte (die man sogar in Goethes und Göttts Werken finden kann) hat man noch nicht den vollen Eindruck der Urwüchsigkeit und des Bodenechten, den man beim Hören erlebt. Es ist eine unterhaltende und für die Erfassung unseres Volkstums sehr aufschlußreiche Aufgabe, wenn man sich vornimmt, bei Wanderungen und Reisen im alemannischen Gebiet, den Leuten auf den Mund zu sehen und den echten gewachsenen Lauten der Mundart zu lauschen. Man kann das Alemannische auch nach den zu sprachwissenschaftlichen Zwecken aufgenommenen Schallplatten studieren. Muß man angesichts dieser vorzüglichen Konfervierung des Mundartklanges in „Sprach-Herbaren“ nicht fürchten, daß es mit der Mundart abwärts gehe, daß sie mehr und mehr verschwinden werde wie die Volkstrachten? Diese Sorge braucht uns heute noch nicht zu beunruhigen, bei der alemannischen Mundart am wenigsten. Wohl sind schon manche Worte, die vor einem Menschenalter im Alltagsgebrauch lebendig waren, heute verschwunden, aber das ist ein natürlicher Vorgang, der bei jeder lebendigen Sprachentwicklung zu beobachten sein wird. Der Weltkrieg blieb nicht ohne Einwirkung auf die Volkssprache. Jahrelang lebten viele alemannischen Männer draußen zusammen mit Angehörigen anderer Stämme und brachten dann manches Fremde in ihrer Sprache mit nach Hause. Noch kann man in alemannischen Dörfern solche Worte wie „klauen“ für stehlen oder „abhauen“ für fortgehen hören, aber sie werden doch stets mit in der Bewußtheit des Fremden und im Ton eines Späkes, sozusagen in Gänsefüßen, gesprochen. Auch die uns etwas schnodderig anmutende preussische Redewendung „Von wegen!“, die eine geringschätzige verneinende Antwort auf eine Frage oder auf eine zweifelnde Behauptung bedeutet, hat sich seit dem Krieg in Alemannien festgesetzt. Sie klingt aber nicht mehr fremd, da die Vokale schon die alemannische Färbung angenommen haben, so daß man an das altechte „Dowegerli!“ erinnert wird. Man frage einen Uralemannen: „Meinst, aß d' Wälderbure in tusig Johre alli hochdütsch schwäze?“ — „Jo, vun wägel!“ wird er sagen.

## Gottlieb Graef / Meine Heimat

O Heimat, Südstes, was die Welt,  
Die weite, sann vergaben:  
Ein Plätzchen, wo die Wiege steht,  
Ein Plätzchen zum Begraben,  
Dazwischen trobe Jugendlust  
Und Gluck an eines Weibes Brust!  
Gehier

Da, wo an der südbölichen Abdachung des Odenwaldes des vom Buntsandstein in den Muschelkalk übergehende wellenförmige fränkische Hügelland zu üppigen Tälern Schroffer abfällt und die beiden wasserreichen Bäche, die gemächliche Sef-

fach und die rascher davoneilende Kirnau, sich miteinander vereinigen, liegt am Kreuzungspunkt alter Heerstraßen meine Vaterstadt Adelsheim. Umrahmt von einem Kranz bewaldeter Berge, deren Laubwälder bis zum Wiesenteppich der Talsohle herabreichen und unmittelbar das Weichbild berühren, bildet der Ort in seiner ebenso romantischen wie idyllischen Lage den landschaftlich schönsten Punkt der alten Wingensteiba. Wiewohl an dem einst malerischen mittelalterlichen Stadtbild mit seinen zahlreichen Wehrbauten pietätvoller Berstörungsstimm und modisches Verschönerungsbedürfnis schon manche bedauerliche



beering anzurichten vermochte, hat daselbst die glücklicher-  
weise unverwüsthliche Natur noch nichts von ihrem ursprüng-  
lichen Reiz eingebüßt.

Die Aufmerksamkeit des fremden Besuchers erweckt in sei-  
ner ausgeprägten Besonderheit am meisten der innerhalb des  
Städteleins gelegene stattliche Wasserfall der Kirnau, die,  
auf steil aufragender Felswand und dem Grün des Schlossgartens  
entwacht, sich hier über eine vier Meter hohe Tuffsteinbank des  
Kreuzbergs herabstürzt. Es ist ein reizvoller Anblick, wenn die  
Wasserflut zitternd durch die hochwachsenden Erlen fallen und  
herabstürzenden silbernen Wasser umspielen, indes unten  
die Wasserjungfer über den Wellen tanzt und die Vachtelae wip-  
pelt von Stein zu Stein hüpfet. Das eindrucksvollste Schauspiel  
währt der Katarakt bei Hochwasser. An das dumpfe Brausen  
der Eosen der in solchen Zeiten mit elementarer Gewalt dahin-  
stürzenden Wassermassen, deren gelbe schäumende Fluten in  
wirbelnd heftiger Flucht alle möglichen Gebilde der Natur und  
Menschenhand mit sich führen und in dem aufsprühenden Gischt  
den schwefelartigen Erdgeruch ausströmen, knüpfen sich die  
tiefen Eindrücke, die mein Kindergemüt von der Majestät  
der Natur und ihren gewaltigen Kräften gewann. Wer hierbei  
von der dortigen Obertorbücke einige Zeit unverwandt auf die  
unter hindurchjagende trübe Wasserflut hinabschaut, verfällt  
der befrückenden optischen Täuschung, als stünde das nasse  
Element plötzlich still, während gleichzeitig die scheinbar losge-  
löste Brücke selber samt allem, was darauf ist, sich wie ein  
Flügelzeug mit derselben Geschwindigkeit stromaufwärts bewegt.  
Nur weniger eindrucksvoll gestaltet sich das Bild, wenn im  
Winter die zu kristallinen Säulen und marmornen Pfeilern  
verförmte Wasser im kleinen ein Gegenstück zu den vereisten  
Eisfluten des Niagara bilden.

Das andere, vornehmlich für die Einwohner bedeutungs-  
volle Wahrzeichen, ist der Kreisehaldenberg, vom Volks-  
mund die „Kreesehald“ genannt. Hart an der Stadtmark jenseits  
des Sees ist er in steilem Aufstieg dem westlichen Höhengebiet  
vergelagert und beherrscht mit seinen malerischen Falden die  
oberen Täler. Er gewährt daher einen umfassenden Blick über  
den Ort, die beiden Wasserläufe und die umliegenden Berge,  
weithin über die Stadtordnung von 1572 zufolge in den früheren  
mittelalterlichen Zeiten dem befestigten Städtlein als Wach- oder  
Bartberg diente. Seinen Gipfel grüßen zuerst die Strahlen  
der aufgehenden Sonne, und nach des Tages Hike spendet er  
an seinem Fuß ausgebreiteten Wohnstätten kühlenden  
Schatten, während in den Frühlingsnächten von seinen Hän-  
den die schluchzenden Töne der dort in Menge nistenden Nach-  
schall erschallen und die Herzen der hoffenden Jugend wie  
des entsagenden Alters mit süßgeheimnisvollem Schauer erfül-  
len. Ob er im frischen Grün des Frühlingsblätterschmucks und  
im jungfräulichen Blütensehne seiner Obstbäume prangt, ob er  
herbstlich in leuchtendem Gold und Kupfer erstrahlt, oder  
ob er wie überzuckert im duntigen Raufreif erglänzt, allezeit  
erregt er in jugendlicher Schöne freundlich zum Ort herein. Wie  
mancher trägt ein stilles Glück oder einen geheimen Kummer  
über zur Kreesehald, um dort mit sich, der Natur und sei-  
nem Gott allein zu sein, und steigt unter der beseligenden Wir-  
kung des Anblicks der von dort besonders schön und friedlich  
sich ausbreitenden Heimat schmerzzerleichtert oder glückbereichert  
wieder herab, bis man ihn schließlich selber hinüberträgt und  
in der Erde desselben Bergs das unruhige Menschenherz die  
letzte Ruhe und den ewigen Frieden findet. Was dem Athener  
die Akropolis, dem Kapitadter der Tafelberg und dem Euganer  
der San Salvatore, das ist für den Adelsheimer kein Kreese-  
haldenberg, und keiner meiner Heimatgenossen kann wohl aus  
der Ferne an die Vaterstadt zurückdenken, ohne in das Hei-  
matsbild den Kreesehaldenberg mit einzuschließen. Sei mir auch  
du gegrüßt, du Freund aus den Tagen meiner Kindheit, du  
Liebe und Vertrauter all der Glückseligkeit und der Weisheit  
des jungen Herzens! Deine Schönheit vermögen mir alle  
Vergänglichkeiten der Welt nicht zu verdunkeln, und tiefer noch  
als der Eispalast des Schredhorns und die ewig verschleierte  
Wandfrau haftet dein Bild mir in der Seele.

Nur einer ist es gewesen, dem der „Kreesehaldbeutel“ als  
ein Berg des Vergnügens galt. Das war der alte Kobel. Sein  
Landschaftsideal war die Ebene, und da er eine erschreckliche  
Angst vor dem Sterben hatte, gelobte er, wenn ihm die Norne  
tausendjährigen Lebensfaden spinnen möchte, jeden Tag  
einen Korb Kreesehaldbeerde in das ihm zu tief und zu breit  
stehende Wirschingtal hinabzutragen, um so dem Schöpfer  
des unvollkommenen Planeten helfend unter die Arme zu  
steifen. — Anders geartet war sein Sohn Jakob. Als dieser  
im hohen Alter noch zu seinen in Amerika lebenden Kindern  
König, konnte er sich dort nicht mehr in die neuen Verhältnisse  
einfinden, und das bald mit voller Wucht hereinbrechende  
Heimweh drohte ihn zu verzehren. Täglich richtete der Greis,  
wie seine verzweifelten Briefe meldeten, voll Sehnsucht die  
Blicke gen Sonnenaufgang, als müsse er die Heimat und die  
dam besonders ans Herz gewachsene Kreesehald mit ihren  
baumreichen Falden und den verklärten hervorleuchtenden  
Steinrassen noch einmal sehen. Es sollte ihm nicht mehr be-

schieden sein. Bald darnach ist er am Heimweh nach dem Kreese-  
haldenberg gestorben. —

Auch von den übrigen den Ort umsäumenden Höhenzügen,  
dem Edenberg, dem Schafberg, dem Bordenen Konstock und der  
Rittersteige, tut sich ein liebliches, mannigfaltiges Bild aus  
Berg und Tal, erlenbewachsenem Wasserlauf, Wiesengründen  
und buntem Ackerlande, von Wäldern und angeforstet-  
ten Abhängen vor dem entzückten Auge auf. Und inmitten  
dieser landschaftlichen Schönheit das wasserumflossene, noch vor  
der Karolingerzeit gegründete altertümliche Städtlein mit  
seinen Giebeln, Türmen und Brücken als der künstlerische Schwer-  
punkt des Landschaftsbildes, mit dem es durch das zwischen  
den Häusern emporsprießende Baumgrün eng verwachsen ist  
und in das es sich harmonisch einfügt. Wem geht da nicht das  
Herz auf beim Anblick solch anmutender Herrlichkeit, zumal  
dem, der hier seinen Ursprung und Ausgang genommen hat.

Die deutlich hervortretenden drei Kirchen, deren Erbau-  
ungszeit ein halbes Jahrtausend umspannt, zuvörderst die alt-  
ehrwürdige, vom Zauber der Romantik und der Sage umwo-  
bene St. Jakobskirche mit ihren Glanzwerken gotischer Archi-  
tektur und Plastik, sowie die schon im Anfang des 13. Jahr-  
hunderts nachweisbare Tiefburg und die aus derselben Zeit  
stammende, dem Ritter mit der eisernen Hand als jeweiliges  
Absteigequartier dienende herrschaftliche Stadtmühle, das hoch-  
giebelige, 1504 erbaute Obere Schloß, der zu Beginn des  
Dreißigjährigen Krieges erstellte stattliche Fachwerkbau des  
Rathhauses, die Reste der alten Stadtbefestigung und der  
hinter dem Schlossgarten hervorlugende Bahnhof, alle  
diese Bauten führen das Werden des Orts und einen Teil  
seiner Geschichte vor Augen. Glücklicherweise hat das Bild  
noch nicht durch Hinzutritt qualmender Fabrikshöfe die äußer-  
sten Grenzen kulturgeschichtlicher Entwicklungsmöglichkeit er-  
reicht. Inmitten des Orts, unmittelbar vor der Kirche, taucht  
auch des Vaterhauses weitschauender Giebel auf, und das Dach,  
das für mich einst eine Welt umspannte. Wie anders wirkt  
dies Zeichen auf mich ein! Welche Fülle der Gesichte strahlt  
die Stätte aus, wo mir des Himmels Sonne und Sterne zuerst  
den Lebensweg beleuchteten und wo das erste Menschenauge  
sich liebend über meine Wiege neigte. Es ist mir, als müsse ich  
dort am Küchenfenster meine Mutter erblicken, wie sie mir zum  
fertig bereiteten Essen winkt und mit geheimnisvollem Blick  
zu verstehen gibt, daß mich heute mein Leibgericht erwartet.  
Am östlichen Dachfirst hatte ich meinen Taubenschlag, während  
vom obersten Speicherfenster des zugekehrten Westgiebels ich  
als Siebenjähriger entsetzten Auges in die mächtige Rauch-  
und Feuerfäule starrte, die fochend wie aus Ofens Rachen  
aus den Stadtmauerhäusern der Torgasse zum Himmel auf-  
loderte. Es war der erste Brand, den ich sah und der sich mei-  
nem Gemüt tief eingepägt hat. Aus dankerfühltem Herzen  
grüße ich dich, mein Elternhaus, und die trauten Räume, darin  
mir an Leib und Seele die erste Pflege zuteil geworden ist,  
grüße ich den dort einst waltenden pflichttreuen Arbeitsgeist  
meiner Erzeuger, grüße die Schatten meiner Lieben, die darin  
die Augen für immer geschlossen haben. Im weiteren Revier  
weiß ich von jedem Haus einen Teil seiner Geschichte, weiß  
von seinen ehemaligen Bewohnern und deren Schicksalen; jede  
Geiß, jeder Hund, jede Katze, die in meiner Jugendzeit darin  
haufte, zählte zu meinen Bekannten.

Nicht minder tauchen auch in der Landschaft außerhalb  
des Ortes allenthalben Stätten froher Erinnerung auf. So man-  
cher Abhang und Wiesengrund, so manches Waldstück und Ufer-  
plätzchen weiß von meinen jungen Erlebnissen und Taten zu  
erzählen. Jeder Fußweg, jede Sack, jede Steinrassel scheint  
ein liebes Geheimnis zu bewahren. Hier lieben meine Kinder-  
augen die forschenden Blicke in die Ferne schweifen bis zu  
dem blauen limesdurchquerten Gebirgskamm, der das Ge-  
sichtsfeld nach Süden begrenzt und hinter dem ich wie hinter  
einem Theatervorhang mir eine neue geheimnisvolle Welt  
mit unbekanntem Wundern dachte. In solchen Augenblicken  
überkam mich die erste Wanderlust und das Verlangen, hinter  
jenen Bergen nach einem verborgenen Glück zu suchen, als  
ob ich nicht damals schon das glücklichste Menschenkind auf  
Gottes weitem Erdboden gewesen wäre. Zum Glück vermochte  
der verlangende Blick nicht hinter die bergende Hülle zu drin-  
gen, wodurch mein sonniger Kinderhimmel wohlthätig vor vor-  
zeitiger Trübung bewahrt blieb. Der Weltdurst, der das Kind  
hinauszog, ist mit der Zeit in das Gegenteil umgeschlagen, in  
eine Sehnsucht, die wieder heimverlangt nach den Stätten der  
Kindheit. Auch hier waltet ein ewiges Gesetz, demzufolge jedes  
Naturgebilde nach seinem Ursprungsort zurückstrebt, der fal-  
lende Stein zur Erde, diese zur Sonne, das Kind zur Mutter,  
der Fremdling zur Heimat und der Greis zur Allmutter Na-  
tur. Einst war dieses Heimatparadies, wo ich in froher  
Jugendlust und souveräner Freiheit mit den Kameraden spie-  
lend haufte und herrschte, mein eigen. Und heute schaue ich  
als sturmgeprüfter Fremdling und müder Greis wehmütig  
hinaus in die heimatliche Mainpracht und in den Frieden  
der ewig jungen Natur, in das Eldorado längst und für immer  
verschwundener Jugendseligkeit. —



892/48  
L 10

## Die Pyramide

Ueber solcher elegischer Betrachtung hat mittlerweile Frau Sonne ihr müdes Haupt zum Horizont geneigt und vergoldet mit ihren letzten Strahlen die jenseitigen Höhen des Schafbergs und der waldgekrönten Buchhalde, an denen sich als weiße Streifen die Hergenstadter und die Leibenstadter Straße hinaufwinden. Bei jenem Straßenzug pflegte ich einst als kleiner Knabe oben an den Schlehenhecken mit meinem Freund Gottfried Benz dessen Geiß auf die Weide zu treiben. Während das Tier äsend an den Rainen herumkletterte, ließ ich mich rüchlings im blühenden Heidekraut liegend und zu den Schäferwölkchen am blauen Himmel aufschauend, unter dem Jubelsang der Finken und Meisen von dem älteren Begleiter die wunderbaren Abenteuer des Robinson vorlesen, die mein junges Herz mächtig ergriffen. Vom oberen Ende des andern Wegs aber, am Waldsaum grüßt als heller Punkt meine Parissalbank herüber, auf der ich in späteren glücklichen Tagen jeweils in den Morgenstunden in gemeinsamem Studium mit der mir in das Wunderreich der Nacht längst vorangegangenen Lebensgefährtin das Kunstwerk vom reinen Loxen

genöß. Robinson und Parsifal. Was liegt nicht alles für mich auf dem von diesen zwei Marksteinen begrenzten Lebensweg. Beide, der Insulaner und der Gralsucher, irren in der Welt umher, um zuletzt glücklich an das ersehnte Ziel zu gelangen. Wann werde auch ich nach der langen Irrfahrt und den mannigfachen Stürmen und Schiffbrüchen des Lebens endlich den Hafen erreichen, in dem alle Irrungen und Täuschungen ein Ende haben. Einen Vorschmack dieser Erlösung gewährt die Stätte, an der sich all die genannte Herrlichkeit aufzut. Indem ich mich hier in den Anblick des lieben Landschaftsbildes versenke, wie das Städtlein im Abendfrieden vor mir liegt und mit einbrechender Dämmerung der von den Schornsteinen aufsteigende Rauch sich als langgestreckter bläulicher Duft wie ein Schutz gegen die Gefahren der Nacht über die Dächer breitet, geht ein eigenartiger Zauber von dem stimmungsvollen Bild aus und versetzt mich in jenen Zustand der Ruhe und des Friedens, den dem in der Ferne wohnenden heimwehbeschwerten Menschen nur der Anblick der Heimat Erde, des Heimat Himmels und der Heimat Sonne gewähren kann.

## Philander / Annemarie

Dann hing da noch an der Wand eine Photographie, sie stellte ihn dar als „gemeinen“ Soldaten in der viel zu weiten Uniform.

Der Galeriedirektor hielt sich den Zwicker vor die Brille, um besser zu sehen, besonders, die Verszeilen darunter zu entziffern.

Also, meine liebe Frau Kellermann, sagte er zu der Frau im Hauskleid, also meine liebe Frau Kellermann, ich denke, wir lassen's bei unserer Abmachung, die Staatsgalerie übernimmt den ganzen Nachlaß für dreizehntausend Mark, na, wir können auch fünfzehntausend sagen, aber dann müssen jedenfalls die drei Abbilder mit dabei sein.

Ah, die möchte ich eigentlich noch nicht hergeben, meinte die Malersfrau, was hab ich denn sonst.

Aber warum nicht, liebe Frau Kellermann, warum nicht, es sind doch nur Studien, Modellstudien, offenbar aus einer sehr frühen Zeit, lauter fremde Frauen, ich bitt' Sie, was kann Ihnen schon d'ran liegen, ja, wenn's noch ein Bild von Ihnen selbst wäre, dann, aber so —

Ah ja, Herr Geheimrat, die Frau lächelte ein wenig und baute die Bilder auf zwei Staffeleien nebeneinander auf, als spielte sie damit wie ein Kind.

Ah ja, wissen Sie, ich hänge eigentlich sehr an diesen Bildern; das war, als wir heirateten, die Tatjana — der ältere Herr machte einen Schritt vorwärts, beugte sich kurzzeitig nach der Ecke des Bildes mit der russischen Tänzerin, „1920“, sagte er, „na“ — die Tatjana fuhr sie fort, war damals en vogue, ganz kam viel mit ihr zusammen, jeden Abend in ihrer Garderobe und morgens bei den Proben, ah, was hab ich mich aufgeregert und durfte es doch nicht zeigen, aber als wir den Tag der Hochzeit ausmachten, da hab ich es nicht mehr ausgehalten und ihn gefragt:

Was ist mit Tatjana? Und da hat er geantwortet: Eine Studie vor dir. Und sehen Sie, im Grunde so war es auch.

Später, viel später, kam dann die Geschichte mit Maja, da die Blondine, das ist Maja, damals wollt ich mich scheiden lassen und hab es ihm gesagt. Er hat einfach gelacht und geantwortet: Schau, ich will ja nichts beschönigen, aber nimm mir doch diese Sinnlichkeiten nicht übel, schau, ich bin Maler; eigentlich ist sie eine arme Frau, kleine Bürgerfrau, ein Käbchen, das spielen will, sehr amüßant, aber eine, die nimmt, keine, die gibt, also arm. Und dann sagte er noch in diesem Zusammenhang: Eine, die kostet, die nicht bringt — sie kann vielleicht nichts dafür; die dich verliessen macht, statt daß ihr Kuß gleich einem Frühling dich vorwärts bringt, neue Tore dir öffnet, strahlende; die nur den Sinnen antwortet in dir ohne eigentlichen Sinn, ohne das Umsehen zur Vergeltung, der augenblicklichen Transponierung in die Kategorie der Musik, ohne Lösung, Weite, ohne Einverständnis des Kosmos — im Grund einfach ohne Grazie, also: Irrtum! Erkannt und vergessen.

Irrtum! Erkannt und vergessen.

Und was ist das alles gegen den Ewigkeitszug einer wohlthätigen Liebe, gegen die furchtbare Not des liebenden Herzens, Maria!

Der Geheimrat klappte wie genehmigend die Augenlider zu und nickte, als wüßte er das alles von selbst.

Die Frau da auf dem Bild mit dem roten Haar, fuhr die Kellermannin fort, ist die Gräfin. Sie war am geschäftlichsten hat fabelhaftes modelé, sie hatte — sehen Sie da auf dem Bild — die schlanken Anseln und die schmalen Waden der Unbedenklichen, wie er das nannte — aber sie war zu sehr defizientem Vollblut, kein Aufbau mehr, nicht mehr positiv, eines Tages da hat er sie einfach stehen lassen und ausgelacht.

Ich habe viel durchgemacht, aber ich habe mir geschworen, nie ein Wort des Tadels zu sagen gegen den Mann in dem Bereiche, daraus er seine Arbeit macht, daraus er wächst und aufbaut und so hab ich mit all diesen eigentlich in Konkurrenz gelebt und er darunter wie ein Sultan und es hat trotzdem mir nichts geschadet, denn was er wollte, das war schließlich keine große, keine besondere Frau, das sind immer ethische Endformen, Feuerbachs, so hat er sich ausgedrückt, sondern das Einfache, Gemöhnliche, das sehr Weibliche, das schwache und Hilflose, das gab ihm weit mehr die Illusion des Lebens.

Und Liebe, mein Gott, das ist ja nicht Lust der Probezeiten — Liebe, sie sprach ganz leise mit gekenneter Stirn, Liebe ist ein Nichtanderstkönnen, das ungeheuerlichste und tiefste Unverständnis des eigenen Pulses mit einem zweiten, einmalig zwangsläufig und monogam, aus eigenem Stil monogam. Man wenige kommen bis dorthin.

Der Geheimrat hatte zugehört, geduckt unter dieser Stimme wie ein Schüler.

Nach einer Pause frag er, ungläubig und bössartig wie ein Versucher: „Werden Sie wieder heiraten, liebe Frau Kellermann, Sie sind doch noch jung.“

Die Frau schaute auf das Bild an der Wand, sie wußte was darunter stand, aber es schien, als begriffe sie erst jetzt den Sinn davon, die strahlende, schweifende Freiheit und die schütterte, schwere Lachen Hans Kellermanns.

Unter der Photographie standen die Worte des Soldatenlieds:

„Nimm einen Burschen schlank und fein, Annemarie, er braucht ja nicht grad einer sein von meiner Kompanie.“

Und nun wußte sie plötzlich, daß so seine Antwort nicht wußte, daß sie erfüllt hatte und empfing jetzt, jetzt nach dreißig Jahren den Lohn langer Liebe und weinte plötzlich mit ihren drei unddreißig Jahren in einem betäubenden Gefühl des Glücks die Ellbogen auf dem Tisch gestützt; dann sagte sie zu dem etwas erstaunten älteren Herrn:

„Gewiß werd' ich wieder heiraten, aber da, die Bilder, die will ich behalten, auch wenn Sie mir für die andern weniger geben.“

## G. Guth = Bender / Turmlied

Tief aus feuchten und engen Kammern  
Hat uns das Licht nach oben geladen.  
Stufe um Stufe in endlosem Steigen.  
Sonne geht mit uns in huschendem Reigen;  
Lichter schon werden die wuchtigen Bögen,  
Kräftiger leuchtet und wärmt uns ihr Segen.  
Doch auch der Sturm, der das Münster unwittert,  
Hat uns mit brausendem Odem durchschüttert  
Greift uns gar grimmig an Hut und Gewänder,  
Wirft uns umher an dem Vogengefänder,  
Will uns wohl prüfen, ob festlich wir wagen,  
Höher zu steigen und nimmer zu zagen;  
Wir aber jauchzen und singen und beben:

Sonne und Sturm ist Kraft und ist Leben.  
Tief aus den dumpfen Kammern und Gaden  
Haben sie froh uns zum Feste geladen,  
Wollen die bleichenden Wangen uns röten,  
Wollen uns heilen von Plagen und Nöten,  
Heilen im Licht und heilen im Wehen . . .  
Auf daß die Herzen auferstehen! — —  
Schweigend im Turmfranz rasten wir oben,  
Und es halten uns lächelnd umwoben,  
Dröhnend und flammend in ewigen Hellen  
Sonne und Sturm, die trauten Gefellen . . .  
Ihnen sei heut, da sie lange verklungen.  
Lang schon erloschen, dieß Danklied gesungen.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“

Badische  
Landesbibliothek